

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 71.

Berlin, Sonnabend den 14. Juni

1845.

Holland.

Briefe von der Reise.

II. Religiöse Zustände in Holland. — Recht und Pflicht, Freiheit und Gottesfurcht identisch. —
Eigenthümliche Gebräuche. — Protestantische und katholische Kirchen. — Synagogen.

Was uns Deutschen, bei einigem Verweilen in Holland, gewiß nicht unbemerkt bleibt, das ist der im Volke weit verbreitete religiöse Sinn, der unter den verschiedenen Glaubensparteien auf gleiche Weise vorherrschend ist. Die letzteren finden sich hier in ganz ähnlichen Zahlverhältnissen wie im nördlichen Deutschland: der Protestantismus, wenigstens mit mehr calvinistischer Färbung, bildet die eigentliche Landeskirche, während mitten und neben ihm Katholiken in ziemlich großer Anzahl — in einer Provinz, in Nordbrabant, eben so wie in einigen norddeutschen Gegenden die vorherrschende Kirche bildend — und Juden in sehr ansehnlichen Gemeinden wohnen. Aber wie ähnlich auch das Zahlenverhältnis der Bekenntnisse in den beiden Ländern, so verschieden ist doch das der Kirchenbesucher und der Gläubigen im Gegensatz zu den für alles religiöse Leben Gleichgültigen. Wir fanden am Sonntag in Amsterdam wie in Haarlem, in Leyden wie in Rotterdam die Kirchen überall gefüllt, und zwar mit Leuten aus allen Ständen; ja man hat uns versichert, daß sich diese Erscheinung an jedem Sonntage viermal hinter einander wiederhole, und daß auch an den Wochentagen der Gottesdienst sehr besucht sey. Nicht minder hat die außerkirchliche Feier der Sonn- und Festtage einen viel entschiedeneren Charakter als bei uns. Während in Deutschland zur Aufrechterhaltung dieser Feier Polizeigesetze nöthig sind, die hier gar nicht existiren — was uns unter Anderem der lebhafteste Sonntagsverkehr in der Judenstadt von Amsterdam beweist, wie denn auch am Sonntage fast nur jüdische Lastträger auf dem Kay von Rotterdam sich zeigten, um die mit dem Dampfboot ankommenden Reisenden zu bedienen — ist in den Handelsstädten Hollands der sonst so betäubende Straßenlärm am Sonntage wie verstummt: die Häuser sind mit frischem Glanz überzogen, den ihnen die Hände der scheuernden Mägde am vorhergehenden Tage auch äußerlich verliehen hatten; die Läden sind außen wie während der Kirchenstunden fest verschlossen; kein Comptoir befördert oder öffnet heute Briefe, denn die Prinzipale sind sämmtlich auf dem Lande, wo sie sicher auch in der Kirche zu finden, zu der ihr reicher, aber stiller und überaus langweiliger Landstübgen gehört; die Schiffe, sonst auf den Kanälen und Grachten entweder sich durchkreuzend oder mit Aus- und Einladen beschäftigt, liegen ruhig am Ufer und haben ihre Flaggen aufgezo-gen; die Spaziergänge sind in den Mittag- und Abendstunden, sobald die Kirchenzeit vorüber ist, mit den neuesten Pariser Moden wie mit den zierlichsten Trachten nach altem vaterländischem Schnitt bedeckt, und will der Fremde endlich ins Theater gehen, so findet er es zu seinem Erstaunen geschlossen. Nur das Letztere ist die Folge einer gesetzlichen Bestimmung; alles Uebrige beruht jedoch, wie diese selbst, auf Landesitte und Gebrauch. Man ist zwar gewöhnlich mit der Erklärung bei der Hand, daß der Einfluß, den auch in den protestantischen Niederlanden die Geistlichkeit übe, jener kirchlicheren Gesinnung Vorschub leiste — auch in Holland nämlich stehen die Familien unter der beständigen Obhut ihrer Seelsorger, und insbesondere die jüngeren Geistlichen haben die Pflicht, Besuche in den Häusern ihrer Pfarrkinder zu machen, um Letztere, wo sie es daran fehlen lassen, an Kirchenbesuch und Kommunion zu mahnen — aber würde diese doch rein auf Lehre und Ueberredung und nicht auf irgend einem äußerlichen Zwang beruhende Macht wohl auf die Menge wirken können, wenn diese nicht auch schon in ihrer ganzen Lebensstellung eine Aufforderung fände, den Pflichten nachzukommen, die ihr die göttliche Weltordnung auferlegt?

Die Lebensstellung ist es, die den Holländer gleichmäßig auf seine Pflicht wie auf sein Recht hinweist. Es ist ihm diese Stellung nicht zufällig geworden, sondern er hat sie sich selbst geschaffen durch seinen Fleiß und seine Energie. Er hat zuerst den Elementen seinen Boden abgerungen, diesen dann unabhängig gemacht von äußerem Druck und Einfluß und damit zugleich seine freie kirchliche Ueberzeugung sich erkämpft. Er hat das Alles mit vollem Bewußtseyn gethan und hält darum fest an dem Rechte, das er sich erworben, aber er weiß auch, daß Niemandes Recht gesichert, dem nicht zugleich seine Pflicht heilig ist. Und dieser Pflichten heiligste ist die gegen den Ausfluß alles Rechts und aller Freiheit: gegen den Gesetzgeber der Welt, von dem das Licht kommt und die Wahrheit. Wie kann ich Achtung vor meinem Recht erwarten, wenn ich nicht selber Achtung vor dem Recht überhaupt und seinem Gesetz habe, und wie soll das menschliche Gesetz in Achtung bleiben können, wenn selbst das göttliche

keine Kraft mehr besitzt? So denkt und urtheilt der Holländer, der, gerade weil er eine große historische Vergangenheit, eine gesicherte Grundlage seiner Stellung im Staate besitzt, sich auch gedrungen fühlt, die Stellung zu Gott, die er einmal einnimmt, sich zu erhalten und daher immer wieder zurückzuführen zum Hause des Herrn. Charakteristisch ist dabei, daß er dies stets thut, ohne sich dazu durch das in anderen Ländern übliche Kirchengeläute auffordern zu lassen. In Amsterdam sagte man mir, als ich dies bemerkte, der freie Mensch müsse nicht, wie das liebe Vieh auf der Weide, durch äußerliche Merkmale, sondern durch inneren Ruf in das Gotteshaus getrieben werden. Man entschädigt sich aber bei unzähligen anderen Gelegenheiten für das fehlende Kirchengeläute: bekannt ist das ewige Glockenspiel, das Einem in jeder holländischen Stadt und bei jedem Viertelstundenschlag in die Ohren gellt; es kommen dazu die hellen Schiffsglocken der an den Kayen liegenden großen Kauffahrer, ferner die Glocken, die zur Börse läuten und dann das Zeichen geben, daß man von diesem Augenblick an nur gegen Zahlung von 25 Centis in die Börse eingelassen wird, und endlich gar die Eisenbahnglocken, mit denen man in Holland viertelstundenlang unbarmherzigerweise den armen Reisenden die Ohren zerreiht.

Nicht minder charakteristisch wie das fehlende Kirchengeläute ist für das religiöse Gefühl der Holländer der Umstand, daß sie meistens in den Kirchen nicht eher den Hut abnehmen, als bis das Gebet beginnt. Es ist dies ebenfalls eine von den vorhin erwähnten Andeutungen, daß bei dem Holländer Recht und Pflicht stets identifizirt seyen: auch im Hause Gottes, zu welchem des Herzens Pflicht ihn drängt, fühlt er sich als freier Mann, und nicht vor dem Menschenwerk, vor den Wänden der Kirche, sondern nur vor dem Wort und dem Geiste des Herrn neigt er sich in Demuth. Nur im Haag, wo das Residenzleben die charakteristischen Seiten der Holländer etwas abschleift, habe ich diesen Gebrauch nicht wahrgenommen, sonst aber in allen anderen Städten, die ich besuchte. Von außen besonders imposant erscheinen die Nieuwe Kerk in Amsterdam, in welcher die Könige Niederlands gekrönt werden und wo das Denkmal des Admirals de Ruyter sich befindet, die große Kirche in Haarlem, in der eine der mächtigsten Orgeln Europa's für dreizehn Gulden, die man dem Organisten und dem Küster zu zahlen hat, gespielt wird und vor deren Pforten dem angeblichen Erfinder der Buchdruckerkunst, Lorenz Coster, ein Denkmal aufgestellt ist^{*)}; ferner die Kirche mit dem Grabmal Boerhaves in Leyden und endlich die Hauptkirche von Rotterdam, in deren Nähe sich die Statue des gelehrten Erasmus erhebt. Von allen diesen Kirchen hat jedoch nur die letztere etwas von ihrem alten inneren Schmucke sich erhalten, während die übrigen mit ihren weiß angestrichenen kahlen Wänden, die einen um so peinlicheren Eindruck machen, wenn man etwa aus den von Rubens und van Dyk geschmückten Kirchen Belgiens kommt, redende Zeugnisse von dem vandalischen der Monoklasten sind. Glücklicherweise haben die großen Staatsmänner und Seehelden Hollands nach der Zeit der Bilderstürmer gelebt, so daß die Gotteshäuser zum Theil wieder mit ihren das Nationalgefühl ungemein erhebenden Denkmälern geschmückt sind.

In Holland tragen indessen auch die katholischen Kirchen, deren es jetzt neun allein in Amsterdam giebt, den Charakter der Einfachheit und Schmucklosigkeit, wozu noch kommt, daß sie meistens, statt nach Heiligen, nach irgend einem Schilde, wie der „Stern“, der „Dahn“, der „Adler“ &c., genannt werden. Unbegründet ist, daß sie — was noch in vielen Handbüchern zu lesen — weder Thürme noch Glockengeläute haben dürfen; das holländische Grundgesetz, das alle Glaubensbekenntnisse gleichstellt, weiß von einer solchen Zurücksetzung nichts; auch ist dies einmal, in Folge erhobener Zweifel, durch eine königliche Erklärung ausdrücklich kundgemacht worden. Die in neuerer Zeit gebauten Kirchen Amsterdams haben daher auch Thürme, und wenn sie kein Glockengeläute besitzen, so hängt dies lediglich mit der oben gedachten Sitte und Ansicht zusammen.

Wie die Kirchen, so sind in Holland auch die Synagogen viel besuchter und zahlreicher als in Deutschland. Einige derselben, worunter namentlich die große „Portugiesische Kerk“ in Amsterdam, die den Nachkommen der im 15. und 16. Jahrhundert aus Spanien und Portugal vertriebenen und von Holland aufgenommenen Juden gehört, haben ein ganz maurisches Ansehen und einen von dem Gottesdienste der übrigen Israeliten sehr verschiedenen Ritus. Auffallend ist, daß die Juden in Holland einen spanisch-portugiesischen,

^{*)} „Vero inventori typographiae“ heißt es in der Inschrift; auf Gutenberg's Denkmälern hat man nicht für nöthig gehalten hinzuzufügen, daß er der wahre Erfinder sey.

einen deutschen und sogar auch einen polnischen, aber keinen niederländischen Ritus besitzen. Es soll dies an der Gesetzgebung liegen, die den an verlebten Gebräuchen hangenden alten Rabbinen gestattet, nicht zu dulden, daß neben der hebräischen die Nationalsprache irgendwo beim Gottesdienst eingeführt werde.

Von Rotterdam hat mich das Dampfboot nach Antwerpen gebracht, und in meinem nächsten Briefe hoffe ich Ihnen Einiges über meine Beobachtungen in Belgien mittheilen zu können.

J. Lehmann.

Frankreich.

Die Rolle des Volkes in dem historischen und Nationaldrama.

(Schluß.)

II.

Wenn die griechischen Tragiker die gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit fast gar nicht berücksichtigten, wenn sie kaum ein Wort vom Volke und der Republik sagten, und weniger athenische Heroen verherrlichten, als ihnen die Geschichte darbot, so gehörten, meinen die Kritiker, ihre Personen doch der großen griechischen Familie an; es waren ihre Verwandte, wenn nicht ihre Brüder. Agamemnon ist kein Athener, Oedipus ist Thebaner, aber Beide sind Griechen und Heiden, Beide sprechen Athens Sprache und beien Athens Götter an. Barum haben nun Corneille und Racine nicht Aeschylus und Sophokles nachgeahmt und, wenn sie keine echten französischen Heroen aufstreifen konnten, nicht wenigstens die Helden der Ritterromane und die Märtyrer und Heiligen verherrlicht? Wer also fragt, übersieht den großen Unterschied, der zwischen dem Jahrhundert der griechischen und dem der französischen Klassiker obwaltete. Die Griechen konnten ohne Gefahr von Königen und absoluter Macht leben; es war nicht zu fürchten, daß zur Zeit des Themistokles und Perikles das athenische Volk, das seine und, im Nothfall, auch Anderer Angelegenheiten selbst zu leiten verstand, aus Begeisterung für ein Gedicht seine realen Freiheiten aufgeben und dem Agamemnon, dem es auf der Bühne applaudirte, auch im Leben huldigen würde. Anders verhielt es sich zur Zeit Corneille's und Racine's in Frankreich. Erstens hatte man für die Ritter und kirchlichen Helden keine Bewunderung mehr; die Gelehrsamkeit des sechzehnten Jahrhunderts hatte sie in Mißkredit gebracht und die Geister dem Alterthume zugewendet. Astrée, der letzte Hirtens- und Ritterroman, verräth bereits deutlich diese Richtung, die bald nach ihm herrschend werden sollte. In den Quellen und Wäldern wohnen da keine Feen mehr, sondern Nymphen und Hamadryaden, im Palast der Astrée sieht man Gemälde von Saturn, von Thetis und Apollo, statt der Darstellungen von den Thaten des Amadis und den Zaubereien Merlins.

Man hatte also den Geschmack an dem mittelalterlichen Wesen verloren und, wenn ja noch ein Schimmer von Poesie und Popularität auf den christlichen Helden geruht hätte, so würden sie doch auf dem Theater nicht haben dargestellt werden können. Ein Aret oder Mystiker, als solcher, ist gewiß keine dramatische Figur. Ueberdies waren die Religionskriege und die Bartholomäusnacht noch nicht ganz vergessen, und man that gut, die religiösen Ideen einstweilen ruhen zu lassen. Anders freilich war es, wenn das Theater mehr Freiheit hatte, wenn es, wie Voltaire später, Duldung predigen und vor den Augen des Publikums einen Katholiken und einen Protestanten einander umarmen und verzeihen lassen durfte. Aber ein Jahrhundert, das mit dem Widerruf des Ediktes von Nantes und den Dragonnaden in den Sebenen schloß, konnte dergleichen nicht erlauben. Man hätte keinen Calvinisten auf der Bühne geduldet, der nicht wäre mit Hülften und Mordgewehren versehen worden. Ein Trauerspieldichter hätte in diesem Punkte wie Meyerap reden müssen, der ein unbeschreibliches Ersauern und Haß und Berachtung bei der Erinnerung an jene vier Bürger an den Tag legt, welche die Frechheit hatten, sich auf dem Grabeplatze für die Sache der Reperei verbrennen zu lassen.

Wenn die Dichter des 17. Jahrhunderts nicht über Religion sprechen können, ohne parteiisch zu seyn, so wird es ihnen noch weit schwerer, vom Ritterthum und den französischen Helden des Mittelalters zu reden. Adel und Königthum hätten gewiß nicht erlaubt, daß man die hohen und privilegierten Klassen den unteren auf der Bühne preisgebe. Der Adel, der selbst in Molière die Bürgerlichen beherrscht (man denke an Eltandre und Erysalde), aus dessen Reihen die Aret genommen ist, hätte im Drama Alles mit seinem Glanze verdunkelt. Wenn ein Dichter das Leben der Großen und Könige jener Zeit hätte darstellen wollen, so würde man ihn gebeten haben, sie unter einem falschen Lichte zu schildern, Alle tapfer und heldenmüthig bis auf die Zehen, höchst nützlich und erbaulich anzuschauen. Was würde aber die Folge einer solchen poetischen Geschichtschreibung gewesen seyn? Das Volk wäre mit Lügen gespeist worden und hätte seine Geschichte und sein Verhältniß zu den übrigen Ständen nicht kennen gelernt. Welcher Dichter z. B. würde haben sagen dürfen, daß die Gemeinen Ludwig VI. und die Kirche aus den rohen Händen der Feudalität gerettet; im Gegentheil, Ludwig VI. und die Kirche hätten auf der Bühne jene gerettet. Etienne Marcel, die Jacquerie, kurz keine Person aus dem Volke und keine That des Volkes wäre wahr geschildert worden, immer schlechter, als es die Geschichte lehrte, immer so, wie es die Chronikenschreiber des Königs thun mußten. Und daneben hätte man ohne Zweifel das Volk so lächerlich als möglich dargestellt, um die Herren Marquis zu ergötzen, die auf den ersten Bänken saßen.

Wenn die Dichter also zum Alterthume und der Mythologie ihre Zuflucht nahmen, so vereinfachten sie sich ihre Aufgabe gar sehr. In so großer Entfernung von der Gegenwart erschien jede Anspielung unschädlich. Viele Gedanken, die man in einem französischen Drama nicht hätte aussprechen lassen, konnten frei in einer griechischen oder römischen Tragödie gesagt werden; und diese Aussprüche, deren Gewalt und Gefahr man nicht ahnte, wurden vom Zuschauer aufgefangen und, ohne daß er sich gar Rechenschaft davon abgeben konnte, mit den Ereignissen seiner Zeit zusammengehalten. Für die Logen waren die Vaterlandsliebe des Horatius und der Republikanismus Cinna's nichts als Ueberspanntheiten und Abstractionen, aber das Parterre sah durch diese Abstractionen Prinzipien, die es von der Persönlichkeit losrennte und in seinem Geiste läuterte, um sie einmal anzuwenden, wenn die Zeit gekommen seyn würde. Der Dichter hätte keinen Helden aus den Kreuzzügen darstellen können, ohne gewärtig zu seyn, daß irgend ein entarteter Enkel in die Haut des Löwen geschlüpft wäre und das lebende privilegierte Geschlecht jenes Helden mehr Achtung und Bewunderung an sich gerissen hätte, als es verdiente. Bei den mythologischen Helden war die Gefahr geringer. Auf die Ruhmeserbenschaft von Achill und Ajar konnte keiner Anspruch machen. Alle französischen und christlichen Könige mußten auf der Bühne als Muster von Mitterlichkeit und Gerechtigkeit erscheinen, als Väter ihrer Völker. Jede Schmälierung ihrer Glorie wäre wie ein Majestätsverbrechen gegen Ludwig XIV., ihren Enkel, bestraft worden. Ludwig XI. durfte nicht reden, aber Mithridates, der Louis XI. des Alterthums, durfte es. Man erlaubte Racine, den Nero in seiner ganzen Nichtswürdigkeit zu zeigen, und der gute König Prusias konnte sich, ohne Gefahr für Corneille, seiner schülerhaften Furcht und Rathlosigkeit frei überlassen. Aber Calderon, Lope de Vega und Shakespeare erkreuten sich keiner größeren Freiheit, als Corneille und Racine, und dennoch sollten sie ihren Mitbürgern wahre Nationaldramen gegeben haben? Keinesweges, das englische und spanische Theater ist nichts weniger als volkstümlich. Im Shakespeare wird Alles der Aristokratie geopfert; selbst die Könige beugen in jedem Augenblicke ihr Haupt vor dieser furchtbaren Macht, und das Volk, wo es nicht ganz übergegangen wird, ist bei ihm stets mit Schmach und Berachtung beladen. Im spanischen Theater erniedrigt sich wieder der Adel, und die Gestalt des Königs ragt über alle hervor. Das Königthum ist Ausgangspunkt und Ziel aller Ereignisse; welche Rolle dem Volke zuertheilt wird, wollen wir nachher untersuchen.

III.

Die französischen Literaten der Restauration kämpften unter dem Banner der Shakespeareschen Dramatik gegen die Dichter der Kaiserzeit. Der Grund ihrer Begeisterung für Shakespeare scheint nicht bloß in dem erhabenen Genie desselben gelegen zu haben, sondern vielleicht auch in einer gewissen Ähnlichkeit, welche zwischen der Zeit des englischen Dramatikers und der Periode von 1820 bis 30 bestand. Die einst allmächtige und souveraine englische Aristokratie war von Heinrich VIII. völlig gedemüthigt worden und strebte natürlich danach, ihren verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Unter der Regierung Elisabeth's mußte sie freilich ihr Gelüst, das Königthum zu beherrschen, unterdrücken, aber unter dem schwachen Jakob I. erhob sich bereits ihr Haupt und legte den ersten Grund zu jener Revolution, die später den Thron und sie selbst auf einige Jahre vernichtete. In Frankreich zeigten unter der Restauration Leute aus dem dritten Stande, die sich heuchlerisch Kinder der Revolution nannten und prahlend ihren Stammbaum aus dem Jahre 89 leiteten, das eifrige Streben, sich zu einer neuen Aristokratie zu machen und Thron und Hofadel unter ihre Herrschaft zu bringen. Diese mußten sich für Shakespeare begeistern, der auf jeder Seite die Erinnerungen, die Betrübniß und die Hoffnungen einer Partei schildert, welche groß war, in Demüthigung lebte und sich gern wieder erheben wollte. Man merkt es dem englischen Dichter an, daß er mit geschwägigen Edelknechten umging, die ihn von ihren Wünschen unterhielten und völlig für ihre Tendenzen gewannen. Eine kurze Prüfung seiner historischen Dramen wird dies bestätigen.

Shakespeare folgte in den historischen Dramen den Chronikenschreibern, aus denen er geschöpft hat. Wie sie, setzt er die Ritter oben an, die zweite Stelle in seiner Reizung nimmt das Königthum ein, das Volk bleibt völlig im Hintergrunde; eine politische Moral, ein Grundsatz der Philosophie der Geschichte läßt sich nie aus seinen Werken ableiten. Die Regierung Richard's II. ist gewiß eine wichtige Periode der englischen Geschichte, denn in jener Zeit nahmen das Volk und die Gemeinen faktischen Antheil an der inneren Politik des Landes. Im Jahre 1381 empörten sich die Bauern und der Pöbel der Städte unter der Leitung Wat Tyler's und John Bull's gegen den Adel. Der Aufstand verbreitete sich fast über ganz Großbritannien und wurde der Krone wie der Aristokratie höchst gefährlich. Um ihn zu beschwichtigen, nahm man seine Zuflucht zu den Gemeinen, die bis dahin verachtet und mehr geduldet, als emanzipirt gewesen waren. Sie waren es, die in die Dörfer hinabstiegen und die Insurgenten beruhigten. Und von diesen Bürgern sagt Shakespeare in seinem „Leben und Tod des Königs Richard II.“ kein Wort. Er erzählt nur den Fall Richard's, und durch die allgemeine Aufregung, die demselben folgte, bringt kein Jubel- oder Schmerzensruf aus Dörfern und Flecken, und keinen Bauern sieht man in den Reihen der einen oder der anderen Partei. Allein der Adel handelt und kämpft, das Volk sieht gleichgültig zu, als gingen es die Ereignisse nichts an. Keiner beschäftigt sich mit ihm, weder es selbst noch die Anderen. Der Anhang Bolingbroke's wirft Richard weder die Erpressungen noch die allgemeine Noth vor; was kümmern ihn die Hütten, wenn nur die Schlösser geschützt sind! Freilich hatte der Dichter Recht, den

Adel so zu schildern, denn er war so; aber er hätte ihm die Bürger zur Seite stellen sollen, die nicht vergessen hatten, daß sie seit funfzehn Jahren etwas bedeuteten. Den ersten Platz durfte er ihnen nicht anweisen, ohne die geschichtliche Wahrheit zu vernachlässigen, aber irgend einen, der hoch genug war, daß sie die Blicke des übermüthigen Adels auf sich zogen, und niedrig genug, daß sie vom Volke gesehen wurden, welches sie theilweise vertraten.

Nach Richard II. kommt Heinrich IV. Das Drama enthält nichts als die Aufstände der Edlen gegen den König. Northumberland, Percy, York, Alle schildert der Dichter so, als wären sie dem Könige fast gleich, oder seine Vormünder, wenn sie nicht mit ihm im Kriege liegen. „Mein Souverain“, ruft Worcester, „unser Hans hat nicht verdient, daß man die Rute der Gewalt über es schwinde, derselben Gewalt, die unsere Hände so groß gemacht haben.“ Diese einzige Phrase giebt den Hauptinhalt von Shakespeares historischen Dramen an. Ich habe Euch zum Könige gemacht, sagt die Aristokratie, und wer bindet, der kann auch lösen; ich will Euch den Titel eines Souverains zugestehen, aber wisset wohl, daß eigentlich ich regiere. Die Edlen empören sich um jede Kleinigkeit und haben so rasch Anhänger und Hülfquellen, daß es angenehmer und sicherer scheint, Herzog zu seyn, als König. Kaum war Bolingbroke auf dem Throne, als, man weiß weder warum noch wieso, sich alle diejenigen gegen ihn lehnten, die ihm zur Krone verholfen hatten. Ihr eifersüchtiges Gemüth konnte sich nicht daran gewöhnen, sich vor dem zu beugen, mit dem sie eben noch auf gleicher Höhe gestanden hatten. Ihr gedemüthigter Stolz rieb sich an dem befriedigten Bolingbroke's, und durch ihren Widerstand wollten sie ihm vorrücken, was sie für ihn gethan und was er für sie thun sollte.

Alles dies hat Shakespeare der Wahrheit gemäß geschildert; aber es ist nur ein Theil der Wahrheit. Er übersah die Gemeinen, die mit jedem Tage an Einfluß wuchsen und beinahe so mächtig wurden, als die Lords selbst. Heinrich IV. behauptete sich gegen die vielen Aufstände, von denen seine Regierung beunruhigt wurde, in der That nur durch die Hilfe der Gemeinen. Durch sie erhielt er sich in den unteren Volksklassen einen Schatten von Popularität und durfte manche Auflage erheben, ohne zu fürchten, daß sich das Volk mit dem Adel gegen ihn verbinden würde. Shakespeare hätte aus diesen Verhältnissen eine sehr spasshafte politische Komödie machen können. Bei jeder neuen Steuer, die der König den Gemeinen vorlegt, verlangen sie ein neues Privilegium; der König, den doch am Ende die wachsende Macht der Bürger erschreckt, wird böse, verweigert das Privilegium und entfernt sich. Bald aber führt ihn die Nothwendigkeit wieder zurück, und er gewährt den Bürgern ihre Forderungen in hochmüthigen Worten, diese in Demuth ihm die feinen.

Aber Shakespeare wurde geblendet von den Helmen und Panzern der Ritter; bei ihnen allein findet er das Drama, in sie setzt er die höchste Macht und Größe. Die Ritter Shakespeares haben schon die Schroffheit und den Stolz der englischen Lords, nie sehen sie tiefer, als sie stehen, und nur selten höher; wie die Lords unserer Zeit genügen sie sich über die Mäßen und schließen ihre theure Person von der Außenwelt ab. Man sehe den Adel in Heinrich IV. Wie ganz englisch ist er! mit Gleichgültigkeit verheert er den Boden des Vaterlandes und spielt selbst mit der Krone, sie diesem gebend und jenem nehmend, ohne gar auf ihren Besitz sehr vielen Werth zu legen. In seinem Optimismus liebt der Dichter die Aristokratie, wie sie ist. Er findet es natürlich, daß sie also handelt, und hat keinen Bluth, kein hartes Wort für diejenigen, die zwanzig Jahre hindurch das Vaterland decimirten und Kriege, Noth und Verbrechen heraufbeschworen. Von Zeit zu Zeit ruft er wohl: Armes England! aber man merkt, er will sagen: Armer Adel! Denn was ihn rührt, ist nicht das Elend des Armen, noch die Plünderung einer Stadt, sondern der Stein, der aus den Mauern eines Schlosses fällt, und der Sturz eines edlen Helden. In dem ganzen langen Kriege der beiden Rosen hat er kein Wort des Mitleids für das geplünderte und mit Füßen getretene Volk. Dennoch wußte er gar wohl, daß ein Volk existirte, denn er widmete ihm großmüthig drei Scenen in dem zweiten Theile von Heinrich VI. Aber, fürwahr, es wäre besser gewesen, es für immer in der Dunkelheit zu lassen, als es ans Licht zu ziehen und so zu verunglimpfen, wie er es gethan hat.

Shakespeare wählt zur Darstellung Cade's und seines Anhangs das unsauberste Gesindel. Er findet es höchst sonderbar, daß diese Auführer frei seyn wollen, und begreift die Redheit nicht, mit der sie die Lords in einer geordneten Schlachtreihe anzugreifen wagen. Alle sind Brandstifter und Meuterer, und Cade, ihr Oberhaupt, in Wahrheit ein energischer und dramatischer Charakter, wird zu einem gemeinen, lächerlichen und feigen Straßenräuber. Shakespeare sucht nicht im Geringsten den Aufstand zu rechtfertigen, sondern schreibt ihn rein der Plünderungslust zu. Und doch hätte er so leicht „die Klagen der Gemeinen von Kent“ und „die Bittschrift des Kommandanten der großen Kentischen Vereinigung“, worin Cade die Beschwerden seiner Soldaten aufgeführt hatte, zur Begründung des Aufstands benutzen können. Dann würde er die historische Wahrheit geehrt und seinem Drama ein höheres moralisches und politisches Interesse verliehen haben.

Diese Bemerkungen, hoffen wir, zeigen zur Genüge, was von dem Ausdruck Shakespearescher Nationaldramen zu halten sey. Auf jeder Seite, in jeder Zeile derselben verrathen sich die aristokratischen Tendenzen, unter deren Einfluß sie geschrieben sind. Und nun wende man seinen Blick auf die Geschichte, und man wird sehen, wie jene Macht, vor welcher sich der Dichter beugte, ohne sie je zu bekämpfen, der er die Hälfte seiner Mitbürger aufopferte, fast ohne Pause in England herrschte und die Interessen eines Reiches zu denen einer Kaste erniedrigte. Durch Heinrich VIII. und Elisabeth in Jaum gehalten, versuchte sie unter Jakob und Karl I. sich wieder emporzurichten. Dann verschwand sie vor Cromwell und den Republikanern auf kurze Zeit und schien

mit der Monarchie, die zugleich mit ihr gestürzt worden war, gemeinschaftliche Sache zu machen. Kaum aber war diese wiederhergestellt, so bemächtigte sich die Aristokratie von neuem der ganzen Nation und ist seitdem die einzige Macht im Lande geblieben. Denn auf der einen Seite vernichtet sie verfassungsmäßig die Gewalt der Krone, auf der anderen geht sie Bündnisse mit den Gemeinen ein, die, nun sie des Volkes nicht mehr benötigt sind, sich von ihm lossagen und es trotz seines allgemeinen Stimmrechts in der Lage des Paris lassen, der über den Apfel verfügen konnte unter der Bedingung, daß er ihn nicht für sich behielt. — Es wäre zu viel behauptet, wollte man den Shakespeareschen Dramen das Verdrößen des Adels und das Elend des Volkes in England zuschreiben; einen solchen Einfluß auf eine Nation übt selbst ein so großer Dichter wie Shakespeare nicht. Aber das darf man sagen, daß er das Volk und seine Rechte nicht anerkannt hat und darum nicht für einen populären Dichter zu halten ist.

Wenn das englische Volk Shakespeare als politischem Dichter keinen Dank schuldig ist, so darf das spanische Calderon, Lope de Vega und im Allgemeinen allen seinen Dramatikern lebhaftest Vorwürfe machen. Denn wenn der Nationalgeist auch einem einzelnen Dichter abgeht, so braucht er darum noch nicht einer ganzen Literatur zu fehlen, zumal wenn diese Literatur sich nur um einen einzigen Punkt bewegt, um welchen sie alle Interessen und Ideen reißt. Dieses unablässige Verbarren bei demselben Prinzipie bringt große oder kleine Resultate hervor, je nachdem die Prinzipien groß oder klein sind. In Frankreich erzeugte es die Revolution von 89, in Spanien, was wir von uns sehen. Dort gab die Literatur, selbst in den unfreiesten Zeiten, immer etwas auf philosophische Prinzipien; aber die spanische hatte fast keines, sondern suchte ihren Mittelpunkt in einer Persönlichkeit und verherrlichte nicht sowohl das Königthum, als vielmehr die Person des jedesmaligen Königs. Die sogenannten spanischen Nationaldramen sind nichts als eine fortlaufende Hymne zu Ehren des Souverains. Und dennoch behaupten die Romantiker, sie seyen populär, und die Verfasser derselben hätten ihre philosophische Aufgabe vollkommen erfüllt. Aber in der That kümmern sich die Feinde der Klassiker, wenigstens die französischen, wenig um die Dichter der Halbinsel. Denn Schlegel abgerechnet, der auf Calderon so viel hält, als auf sich selbst, das heißt, der Calderon sehr verehrt, scheint die sogenannte junge Literatur der castilianischen Literatur gegenüber mehr die Meinung eines Gönners als eines Begeisterten zu haben; sie nimmt dieselbe nur in ihre Reihen auf, um mit quantitativer Mehrheit gegen die Klassiker zu kämpfen. Wenn sie Corneille, Racine und Voltaire nur Shakespeare, Goethe und Schiller entgegensehe, so waren auf beiden Seiten gleich viel, aber die sonoren, prunkvollen Namen: Calderon, Lope de Vega, Marcon, de Castro gaben ihrem Raisonnement einen prächtigen Sylbenfall und ein unwiderstehliches Uebergewicht.

Alle Welt ist der Meinung, daß das spanische Theater ein monarchisches Theater ist. Die Monarchie spielt hier in der That dieselbe Rolle, wie die Aristokratie bei Shakespeare. Der König ist nicht allein der beste Allde, sondern auch der beste Minister, der größte Edelmann und der tapferste Krieger. Für ihn giebt es nie einen Tadel; was er thut, ist weise, groß und gerecht. Man ruft auf ihn die Segnungen des Himmels und die Ehrfurcht der Völker herab, denn die bloße Liebe ist in Bezug auf ihn ein zu bürgerliches Gefühl. So ist das spanische Drama zur Zeit Philipp's II., der, wie Jedermann weiß, in jedem Jolle anbetungswürdig war, der in seinem Eifer für die autos sacramentales und die Auto-da-fé's seine gesunde Politik und erleuchtete Philosophie so herrlich bewährte. Hieraus kann man schließen, welche politische Erziehung ein Volk erhielt, das viele Tausend solcher Dramen anhören mußte, und wie schwer es ihm wird, den Abscheu vor abstrakten Prinzipien und freier Prüfung, in welchem es aufwuchs, abzulegen. Dann wundern wir uns auch nicht mehr, daß es sich langsam auf den Knien über den Weg zur Freiheit hinschleppen muß, denn seine Dichter haben ihm keine Blumen darauf gestreut, sondern ihn mit Kieselsteinen und Gestrüpp bedeckt.

In Frankreich nun nahmen sich die Dichter, welche in den letzten Jahren historische Dramen schrieben, besonders Shakespeare zum Muster. Sie erzählten die Ereignisse und verbannen aus ihren Werken alle politische Moral. Auf diese Weise aber müssen sie sich in unserem Jahrhundert von Allem isoliren, was denkt und handelt. Es ist nicht die Aufgabe des tragischen Dichters, die Begebenheiten sich abwickeln zu lassen, ohne sie zu beurtheilen; er würde sich dadurch außer Berührung mit dem Volksgesist setzen, nicht belehren und nicht geliebt werden. Der Chor, das heißt der philosophische Geist in einem Drama, giebt demselben Kraft und Weisheit. Aber die heutigen Trauerspielichter in Frankreich, die vor zehn Jahren so fest unter dem herausfordernden Schmettern der Trompeten in die Arena sprangten, gehen jetzt kleinlaut umher, plündern die Chroniken und Museen und sind auf dem Wege, dramatisirte Anekdoten zu schreiben, statt historischer Nationaldramen, in denen alle Theile der Nation vertreten seyn sollen, Volk, König, Adel und Priester, und die allgemeine Ideen aus sich entwickeln lassen, welche in der Gegenwart Früchte tragen können.

Griechenland.

Die griechisch-türkische Gränze.

(Schluß.)

Glücklicherweise ist die öffentliche Meinung allmählig von der sogenannten Erhaltung der Integrität des türkischen Reiches zurückgekommen, und man fängt an einzusehen, daß das türkische Reich am besten dadurch stark und un-

abhängig erhalten werden kann, daß man es von den feinen Stamme fremden Provinzen befreit, welche durch fortwährende Aufstände seine Thätigkeit hemmen und seine Jugend in fruchtlosen Kriegen verzehren. Durch den sozialen Fortschritt der griechischen Rajas ist die Diplomatie auch endlich bewogen worden, ihr Prinzip dahin zu unterscheiden, daß die politische Integrität des osmanischen Reiches nur noch auf Kosten seiner territorialen Integrität erhalten werden kann. Diese Ueberzeugung hat sich vornehmlich in Frankreich verbreitet und hängt ohne Zweifel mit den Bemühungen zusammen, welcher in diesem Augenblick das französische Kabinet zu pflegen scheint, um in Beziehung auf Griechenland eine Uebereinstimmung der Handlungsweise Englands und Frankreichs hervorzurufen. Das französische Kabinet könnte die gerade zwischen England und dem Divan eingetretene Spannung vortrefflich benutzen, um seinen Einfluß im Orient zu heben, nicht dadurch, daß es sich der ohnmächtigen Pforte näherte, sondern daß es im Einverständnis mit England dem griechischen Königreiche seine wahren Grenzen wiedergäbe. Wären die beiden großen abendländischen Mächte über diesen Punkt einmal vollkommen einverstanden, so könnte sich selbst Rußland neuen Konferenzen nicht entziehen, und sogar die Türkei würde sicher ohne Widerstand eine Veränderung des Systems der Integrität ihres Reiches annehmen; aus welchen endlich ein festes Bündnis zwischen ihr und Griechenland hervorgehen könnte.

Was die griechischen Parteien betrifft, so ist eine Vereinigung der Kolettisten und Maurokordatisen nicht so unmöglich, als sie von weitem scheint, denn die geistreichste und unabhängigste Zeitung von Athen, die *ΣΥΝΕΛΠΙΣ* (die Einmütigkeit), drängt mit allen Kräften nach dieser Verbindung. England fürchtet freilich durch Griechenland in seinem levantischen Handel bedeutend beeinträchtigt zu werden, aber Duvergier de Lauranne sagt sehr gut: „für diese Furcht giebt es ein Gegengewicht, die Besorgnis nämlich, daß Griechenland durch Rußland verzehrt werden könne. Diese zweite Furcht wird vielleicht einmal die erste überwiegen, und dann ist Frankreich durch nichts gehindert, in Uebereinstimmung mit England zu handeln, und Griechenland wird seinen Vortheil davon ziehen.“ Daß England die Bestrebungen der hellenischen Patrioten thätig unterstütze, ist wenigstens für die griechischen Provinzen der Türkei vollkommen ungegründet; was auch die Zeitungen darüber sagen mögen; und wäre es selbst der Fall, und würde diese Aufregung ihr Ziel erreichen, nämlich die Vergrößerung von Hellas, so würde Frankreich sicherlich mehr dabei gewinnen, als England.

Mit einem Worte, es scheint uns, daß das System des status quo nicht länger haltbar ist. Der Islamismus weist jeden Fortschritt zurück, aber was nicht vorwärts geht, geht rückwärts und stirbt zuletzt. Kann sich die englisch-französische Diplomatie nicht dahin vereinigen, den Kampf um die griechisch-türkische Gränze auf eine friedliche Weise zu lösen und das Schicksal der Rajas zu ordnen, so wird es für sie eine Pflicht der Menschlichkeit, die Sache dem Urtheil Gottes zu überlassen, d. h. die Neutralität der Großmächte gegenüber der Türkei und Griechenland feierlich festzusetzen und dann den Krieg zwischen den beiden Stämmen des Orients, dem christlichen und dem türkischen, als eröffnet zu erklären. Alle Anzeichen prophezeihen, daß dieser letzte Kampf nicht lange dauern wird. Die Griechen sind in der That nicht mehr das, was sie noch vor wenigen Jahren waren; die Liebe zur Ordnung ist an die Stelle der Sonderinteressen getreten: sie beweisen es glänzend, indem sie sich jener Kammer unterwerfen, die sie eine diktatorische nennen, und in der Koletti so viele neue Maßregeln zur Centralisation der Gewalt einstimmig beschließen läßt. Wenn diese constitutionelle Diktatur von einem so heißblütigen, so freiheitathmenden Volke wie das griechische mit Hingebung ertragen wird, so geschieht es deshalb, weil Griechenland dadurch seine Kräfte zu vermehren und sich besser zu befähigen hofft, um sein Prinzip auch nach Außen hin thätig und siegreich zu tragen. Wenn Griechenland für den Augenblick so viel provinziellen Freiheiten entsagt, so beweist es dadurch nur um so mehr, daß es seine Sendung begreift, welche darin besteht, den Orient selbst auf Kosten seiner theuersten Vorrechte zu emanzipiren.

Es handelt sich vorläufig nur darum, eine Million bisher in fortwährendem Widerstande beharrlicher Rajas zu befreien; nur dadurch verhindert man die Auflösung der Türkei und entgeht der Katastrophe einer vorgebildenen Theilung des Orients, welche noch mehr als die Theilung Polens den unterschiedenen Sieg des Russenthums sichern würde. Europa hat, wir wiederholen es, nur zwei Mittel, um diese Befreiung herbeizuführen, es kann geschehen entweder durch diplomatische Verhandlungen, oder indem man den offenen Kampf zwischen den beiden Stämmen erlaubt. Wir wissen wohl, daß die Diplomaten ein zweifelndes Lächeln beschleichen wird bei der Idee, daß das Schwert der Hellenen ein Gewicht in der Waagschale des europäischen Gleichgewichts abgeben könne. Wir wollen selbst bekennen, daß, wenn das griechische Königreich, so wie es jetzt besteht, nur auf seine eigenen Kräfte beschränkt wäre, gegenüber allen Kräften des osmanischen Reiches mit Einschluß Aegyptens, daß dann der Ausgang des Krieges als zweifelhaft angesehen werden könnte. Griechenland hat höchstens 10,000 Mann regelmäßiger Truppen, selbst mit Einschluß der abgedankten Mannschaften, während der Nizam des Sultans aus ungefähr 50,000 Mann besteht. Es ist richtig, daß das Königreich wenigstens 100,000 Palikaren und Nationalgarden von 18 bis 30 Jahren zählt, aber den griechischen Palikaren könnte die Pforte drei Mal stärkere und disziplinirte Heere von Albanesen, Bosniaken und Osmanli gegenüberstellen. Es würden also in diesem Kriege je vier Türken auf einen Griechen kommen. Nur zur See würden die Griechen in gleicher Anzahl kämpfen

können; außer seinen 18 Kriegsschiffen und seinen Dampfern besißt das Königreich mehr als 3000 Rauffahrer, welche mit 30,000 in allen Gefahren geübten Matrosen bemant sind. Diese Fahrzeuge in Piratenschiffe und Brander verwandelt, würden die türkischen Meere bedecken und bald die unbehülliche Flotte des Großherrn Stückweise vernichten. Zur See werden die Türken von den Griechen gar nicht gefürchtet; zur See sind die Hellenen noch eben so unüberwindlich, als in Themistokles Zeiten: zu Lande aber ist die Sache viel schwieriger; ohne die Rajas würde aus dem Kampfe nur ein Gebirgskrieg, eine Reihe von Ueberfällen, eine lange Guerrilla werden, an der sich die Gabel Europa's bald erschöpfen würde. Es giebt für Hellas nur ein einziges Mittel, sich auch zu Lande den Krieg zu verschern, indem es nämlich sich mit den slavischen Rajas verträgt und gemeinschaftliche Sache mit ihnen macht.

Unglücklicherweise liegt diese griechisch-slavische Eintracht, welche für den Orient ganz unentbehrlich ist, noch in gar weitem Felde. Die Mehrzahl der Griechen ist von der Slavophobie, der Slawenfurcht, befallen. In jedem Slawen sehen sie einen Verbündeten der Russen. Das kommt daher, weil sie vor Zeiten nicht weniger von den Serben als von den Moskowitern zu leiden hatten, und die Annalen des oströmischen Reiches zeigen nur allzu häufig die Donauslawen mit den Russen gegen Byzanz verbündet. Es hiesse jedoch sehr wenig Nutzen aus der Geschichte ziehen, wollte man die Zukunft einer gebildeten Zeit nach den Ereignissen eines barbarischen Jahrhunderts berechnen. Wenn Griechenland dem ungerechten Hass gegen die Slawen nicht entsagt, so wird über kurz oder lang eine neue Unterdrückung oder gar der Untergang der hellenischen Nationalität die Folge seyn. Dieser Widerwille, der fortwährend die Slawen von den Griechen scheidet, trägt schon heut seine traurigen Früchte. Noch immer kann der türkische Stamm, trotz seiner außerordentlichen Minderzahl, ungestraft die größten Grausamkeiten gegen die unter sich einigen Rajas verüben. Nur wenn die beiden herabgewürdigten und geknechteten Stämme der europäischen Türkei sich brüderlich vereinigen, nur dann ist der Friede im Orient gesichert; und diese gegenseitige Annäherung ist nicht unmöglich.

Nehmen wir jedoch an, was leicht geschehen könnte, daß die Diplomatie bei ihrem letzten Auspruch verharrete, wie dürfte sich dann die Hoffnung Griechenlands stellen? Wir sehen keinen anderen Ausweg, als ein Bündnis der Griechen und Slawen, welches die Bewegungen von Epirus, Thessalien und Macedonien mit denen des griechischen Königreichs und der Donau-Provinzen verknüpfte und zu einmütigem Handeln führte. Und die Combination ist nicht so unwahrscheinlich, wenn Frankreich und England fortfahren, das osmanische Reich in seiner gegenwärtigen Integrität aufrecht zu erhalten; denn die Griechen und die Slawen, welche gern als Verbündete sich mit den Türken vertragen würden, werden nicht mehr lange Lust haben, ihre Sklaven zu bleiben; sie werden durch ihren Widerstand jedes Aufstreben der Türkei verhindern und, wenn sie nicht eine gleich berechnete Stellung zu erlangen vermögen, endlich das osmanische Reich zertrümmern. Ein doppeltes Interesse muß also die Diplomatie bewegen, zu ihren Gunsten einzuschreiten: einmal die Forderung der Humanität, dann aber die Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht, denn ohne die Griechen und die Slawen vermögen die Türken von Tage zu Tage weniger als Schutzmauer gegen Rußland zu dienen. Im Bündnis aber mit den Slawen und den Griechen würden die Türken unbesiegt werden, und diese drei Völker zusammen würden dem russischen wie dem englischen Protektorate im Orient ein Ende machen.

Der Diplomatie also liegt es ob, die Frage der griechisch-türkischen Gränzen auf eine glückliche und friedliche Weise zu lösen. Die Hellenen und die Türken, ihrem eigenen Hange überlassen, würden sie nicht lösen können, ohne viel Blut zu vergießen. Ueberdies könnte ein solcher Krieg die siegreichen Hellenen weit über ihre natürlichen Gränzen hinausführen, und wer weiß, ob nicht dann die gegenseitige Abneigung der Griechen und Slawen in einen offenen Kampf umschlagen würde. Es ist also weise, sich dieser Erwerbung der Gränzen durch Waffengewalt zu widersetzen, aus welcher ein allgemeiner Brand des Orients hervorgehen könnte; aber man wird dieser Katastrophe sicherlich nicht dadurch zuvorkommen, daß man eigensinnig auf einem von allen Seiten untergrabenen status quo beharrt. Unsere Staatsmänner haben die Aufgabe, dem Uebel abzuhelfen: videant consules.

Mannigfaltiges.

— Gasbeleuchtung in Italien. Neapel hat zur Zeit noch Laternen, wird aber nun, da zwei oder drei Eisenbahnen von seinen Thoren ausgehen, nicht länger säumen, die Beleuchtungsart der großen Städte Nord-Europa's einzuführen. Rom beharrt in seiner Unbeweglichkeit; im Winter ist die päpstliche Residenzstadt von acht Uhr Abends an in völlige Dunkelheit gehüllt. Florenz, dessen Souverain an den Fortschritten der Wissenschaft und Industrie lebendigen Antheil nimmt, wird seit kurzer Zeit durch Gas erleuchtet, desgleichen Venedig, das mit Padua, wo die neue Einrichtung ebenfalls im Werke ist, durch eine Eisenbahn verbunden werden soll. In Mailand ist das Gas vor zwei Monaten eingeführt worden und leuchtet aus prächtigen Kandelabern, die in den Hauptstraßen und um die Kathedrale aufgestellt worden sind. In Italien gehen die Neuerungen vom Norden aus, und es ist zu hoffen, daß sich auch diese über die ganze Halbinsel verbreiten werde.